



Chimamanda Ngozi Adichie in ihrer Heimatstadt Lagos in Nigeria. Der „New Yorker“ zählt sie zu den weltweit wichtigsten Schriftstellern unter vierzig Jahren

„Der Wahnsinn von Boko Haram muss aufhören“

Chimamanda Ngozi Adichie zählt zu den wichtigsten jungen Schriftstellern weltweit. Ein Gespräch über den islamistischen Terror in ihrer Heimat Nigeria und das Ende der Unsichtbarkeit Afrikas • *Jan Schapira*

S ichtlich müde kommt sie zum Interview in die Hotellobby. Chimamanda Ngozi Adichie, 36, ist auf Deutschlandtour mit „Americanah“ (S. Fischer, 608 S., 24,99 €). Der aufsehenerregende Roman über eine junge Nigerianerin, die sich in den USA mit Rassismus und absurden Vorstellungen von Afrika herumschlagen muss, ist erfahrungsgesättigt: Adichie lebt in Nigeria und den USA; sie hat sich immer wieder öffentlich zu politischen Themen geäußert. Zuletzt kritisierte sie den mangelnden Einsatz von Goodluck Jonathan, dem Präsidenten Nigerias, für die von der islamistischen Gruppe Boko Haram entführten 200 Schulmädchen.

LITERARISCHE WELT: Die Nachrichten aus Nigeria sind grauenhaft. Boko Haram überzieht das Land mit Terror: zuletzt die Bombenattentate in der Hauptstadt Abuja, jetzt die Entführung von rund 200 Schulmädchen. Entscheidet sich in diesem Moment die Zukunft Nigerias?

CHIMAMANDA ADICHIE: Ich weiß nicht, ob wir uns an einem historischen Wendepunkt befinden. Sicherlich wird Nigeria nicht einfach implodieren. Wir leben seit der Unabhängigkeit von 1960 mit einer Art Chaos. Über die momentane Situation bin ich natürlich sehr unglücklich. Aber die Probleme Nigerias wären ohne diese Krise in der politischen Führung eigentlich nicht schwierig zu lösen.

Sie spielen darauf an, dass Präsident Jonathan erst nach zwei Wochen auf die Entführung der Mädchen reagiert?

Der Präsident verhält sich angesichts der Ereignisse einfach so, als würde nichts Dramatisches passieren. In allen größeren Städten gab es in den letzten Wochen Demonstrationen. Für Nigeria ist das sehr ungewöhnlich, denn eigentlich haben wir keine Kultur des politischen Protests. Ich glaube, es geht dabei nicht nur um die entführten Mädchen. In der Bevölkerung gibt es ein allgemeines Gefühl der Hilflosigkeit und der Frustration über die politische Führung.

Wie erklären Sie sich Jonathans Verhalten?

Jonathan hat die fixe Idee, dass seine politischen Gegner ihn sabotieren. Das macht ihn blind. Viele seiner Entscheidungen erklären sich so. Man muss wissen, dass es in Nigeria eine grundsätzliche Spaltung zwischen dem Norden und dem Süden gibt. Im Norden des Landes ist Jonathan, der selbst aus dem Süden stammt, sehr unpopulär. Viele Menschen im Süden wiederum sind der Meinung – und ich glaube, dass gilt auch für Jonathan –, dass die Eliten im Norden den Aufstand von Boko Haram unterstützen, um seine Regierung als inkompetent dastehen zu lassen. Deswegen ist Jonathan nicht von einer tatsächlichen Entführung der Mädchen ausgegangen, sondern von einem Schachzug seiner Gegner.

Kann Präsident Jonathan die Probleme Nigerias unter diesen Umständen lösen?

Er ist nicht dumm. Wie viele Nigerianer glaube auch ich, dass er schlechte Berater hat. Jonathan ist keiner der Militärdiktatoren aus unserer Vergangenheit, sondern ein durchaus umgänglicher Mensch. Ich glaube, er ist mit der Situation einfach etwas überfordert.

Wie geht es weiter in Nigeria?

Für mich ist das Wichtigste, dass der Wahnsinn von Boko Haram aufhört. Es ist gut, dass im Ausland so viel über die Ereignisse berichtet wird, auch wenn ich die internationale Berichterstattung an sich nicht mag. Oft werden die Ereignisse falsch und ohne ihren Kontext dargestellt: Nigeria erscheint als Taliban-Land, das es nicht ist. Aber die internationale Aufmerksamkeit zwingt die Regierung jetzt zu handeln.

Boko Haram spielt für Ihren Alltag kaum eine Rolle. Sie leben in Lagos, viele Tausend Kilometer von Nordnigeria entfernt.

Das stimmt. Zwar reden ich und meine Freunde ununterbrochen über Boko Haram, aber bis zu den Attentaten und der Entführung schienen sie für uns sehr weit weg zu sein. Das hat sich aber mit den Bomben in der Hauptstadt Abuja in der Mitte des Landes verändert. Seitdem ist der Terror an uns herangerückt.

Was für einen Eindruck macht Boko Haram und ihr Anführer Abubakar Shekau auf Sie?

Ich bin nicht daran interessiert, darüber zu sprechen. Wir haben schon so viel darüber geredet.

Sie haben einmal gesagt, dass jemand, der in Afrika realistische Literatur schreibt, dadurch beinahe automatisch eine politische Rolle einnimmt. Was meinen Sie damit?

Keine Ahnung, vielleicht war ich betrunken.

Und wenn Sie das Zitat jetzt hören, wie könnte man den Satz verstehen?

Ha! Als Person, die über Nigeria und Afrika schreibt, werden mir ständig politische Fragen gestellt – wie gerade eben von Ihnen. Meine Bücher werden oft politisch gelesen, statt einfach als das, was sie sind. Etwas in mir widerstrebt dem. Während Literatur aus dem globalisierten Westen einfach als Literatur behandelt wird,

sind Bücher aus anderen Erdteilen Politik. Zwar sind meine Bücher tatsächlich politisch – aber dass sind doch alle Geschichten, die im Kontext einer realen historischen Situation eines Landes geschrieben werden.

Sie haben sich aber selbst oft explizit politisch geäußert. Öffentlich.

Es stört mich nicht, über Politik zu sprechen. Was mich aber stört, ist, wenn ich zu einer meiner Liebesgeschichten befragt werde und mir jemand sagt, sie sei eine Metapher für das Scheitern meines Landes. Ich sage dann: Nein, das ist einfach eine Liebesgeschichte.

„Americanah“ wurde in den USA sehr positiv aufgenommen, auch in Nigeria gab es begeisterte Reaktionen. In welchem Ihrer beiden Heimatländer sind Sie bekannter?

Eindeutig Nigeria. In Nigeria werde ich auf der Straße umarmt. Es macht mich glücklich, dass ich hier nicht nur berühmt bin, sondern dass man meine Bücher tatsächlich liest. Vorgesetzten kamen in Lagos am Flughafen drei Frauen auf mich zu, um mich mit mir fotografieren zu lassen. Es hat mich sehr berührt, dass ihnen meine Arbeit so wichtig ist. Eine von ihnen sagte mir: Deinetwegen fühle ich mich nicht mehr unsichtbar.

Was hat sie damit gemeint?

Das können Sie nicht verstehen, Sie sind ein weißer Mann. Sie fühlt sich unsichtbar, weil sie schwarz und eine Frau ist.

Vielleicht können Sie es so erklären, dass ich es verstehe?

Dieses Mädchen kennt nicht viele junge, schwarze Frauen, die für ihr Schreiben gefeiert werden. Meine Präsenz im öffentlichen Raum macht sie stolz, ich bin jemand, mit dem sie sich identifizieren kann.

Und warum sollte ich das nicht nachvollziehen können?

Weil Sie ein weißer Mann sind und weiße Männer in allen Arten von Machtpositionen sind. Für Sie ist es normal, Präsidenten oder Schriftsteller zu sehen, die so wie Sie sind. Es gibt aber Menschen, für die das eine neue Erfahrung ist. Der normale weiße Mann – egal, wo in der Welt –

fühlt sich nicht unsichtbar, denn im öffentlichen Raum gibt es Menschen, die aussehen wie er.

Aber etwas nicht nachfühlen zu können, heißt doch nicht, es nicht zu verstehen.

Na ja, ich war überrascht, dass Sie es nicht begreifen, und deswegen dachte ich, vielleicht können Sie es auch nicht nachvollziehen, weil Sie ein weißer Mann sind.

Sie haben im Alter von vier Jahren angefangen zu lesen, mit sieben zu schreiben. Woher kommt Ihr frühes Interesse an Literatur?

Ich weiß nicht, ich war einfach eines dieser Kinder. Seitdem ich lesen kann, lese ich. Manche Menschen werden einfach von Geschichten und Wörtern angezogen. Und dann bin ich auch auf einem Universitätscampus aufgewachsen, mein Vater war Mathe-Professor. Es gab bei uns zu Hause also Bücher.

Erzählen Sie mir von Ihren ersten eigenen Geschichten.

Ich erinnere mich nicht wirklich an sie. Ich glaube, es ging viel um Kinder auf Forschungs Expedition und bei Zirkusbesuchen – solche Bücher las ich damals. Dabei hatte ich natürlich noch nie einen Zirkus gesehen.

Sie haben einmal erzählt, dass in Ihren englischen Kinderbüchern ausschließlich Figuren mit weißer Haut und blauen Augen vorkamen. Erst mit den Büchern von Chinua Achebe hätten Sie sich vorstellen können, dass Schwarze in der Literatur eine zentrale Rolle spielen.

Ja. Achebe und auch Camara Laye. Wenn ich von heute aus zurückschaue, dann war es der Einfluss dieser beiden Schriftsteller, die diese Veränderung in mir möglich machten.

In „Americanah“ beschreibt eine Figur Afrika als Waisenhaus, das auf Wohltätigkeit angewiesen ist. Warum hält sich dieses Bild so hartnäckig?

Es ist eben die Geschichte, die von Afrika weiterhin erzählt wird.

Aber es gibt inzwischen Generationen afrikanischer Autoren, die dem Westen ein anderes Bild liefern.

Stimmt. Aber es geht darum, welche Nachrichten der Westen über Afrika liest. Und die Medien werden hier von Menschen gemacht, die keine Afrikaner sind. Außerdem ist es sehr schwierig, etwas hinter sich zu lassen, das eine so lange Tradition hat wie die Vorstellung von Afrika als dem Herzen der Finsternis. Wenn ich mir beispielsweise den Reisetitel der „New York Times“ anschau, dann würde ich mich nicht wundern, dort etwas über die Ureinwohner und die Elefanten zu lesen. Die Journalisten im Westen sind mit Geschichten aufgewachsen, in denen man in Afrika entweder auf Safari geht oder Hilfe leistet.

Fortsetzung von Seite 1

Rätsel Deutschland

Gang, die nicht mehr zurückschraubbar war. Von der Demütigung über Entrechtung und Pogrome wurde „der Raum des Denk- und Sagbaren“ ständig ausgeweitet. Der Weg zur industriellen Tötung der Juden war am Ende nur der letzte Schritt, der deswegen in seiner Monströsität gar nicht besonders auffiel.

Obwohl Hitler am Ende alle Normalität zerstörte und ein elendes Deutschland zurückließ, darf man nicht übersehen, dass er in seinen ersten Regierungsjahren durchaus das prädierte, was in der Bundesrepublik später zur gesellschafts- und staatstragenden Melodie wurde. Es waren die Nazis gewesen, die das Tor zur Konsumgesellschaft einen Spalt weit öffneten. Die deutsche Geschichte, Herbert zeigt es wieder, ist voll von solchen untergründigen und oft erschauern lassenden Traditionslinien. Noch in seinen letzten Zuckungen schuf der NS-Staat Voraussetzungen für den Anschluss Deutschlands an die industrielle Moderne: Durch Albert Speer wurde das Fließband flächendeckend durchgesetzt. Keine zwei Jahrzehnte später war es das Rückgrat der Massenproduktion, die die (West-)Deutschen mit Kühlschränken, Autos, Fernsehgeräten versorgte und sie in der freizeitbewussten Arbeitsgesellschaft ankommen ließ.

Auf den 700 Seiten, die sich mit deutscher Geschichte nach 1945 befassen, vergisst es Ulrich Herbert nicht, auch das andere Deutschland, die DDR, gebührend Revue passieren zu lassen. Eigentlich aber erzählt er von der atemberaubenden westdeutschen Antwort auf das halbe deutsche Jahrhundert, das so furchtbar misslang. Mit der Luftbrücke 1948 war Berlin, die Zentrale des NS-Terrors, nur kurze drei Jahre nach der deutschen Kapitulation zu einem weltweit wahrgenommenen Symbol der Freiheit geworden! „Selten hat es in der jüngeren Geschichte Europas einen abrupteren politischen Richtungswechsel gegeben“, schreibt Ulrich Herbert. Paradoxerweise war es die Schwäche, aus der die bundesdeutsche Stärke gekommen ist. Die vollkommene Delegation Deutschlands erzwungen mit Macht Bescheidenheit, Demut, kleine Anfänge, eine unscheinbare, zurückgenommene Staatlichkeit. Und sie förderte, oft übersehen, einen neuen deutschen Internationalismus: Von Beginn an besorgten die westlichen Alliierten – aus Vorsicht, aus Überzeugung und des Kalten Krieges wegen – die Einbettung des entstehenden Staates. Schon im Ruhrstatut von 1949, das die Aufsicht über die westdeutsche Schwerindustrie regelte, war die europäische Integration angelegt.

Es wurde – siehe 1968, siehe Ostpolitik – heftig und zuweilen ideologietrunken gestritten in der Bundesrepublik. In dem Rückblick, den Ulrich Herbert bietet, erkennt man mit freudiger Rührung, wie souverän und unaufgeregt dieser – nicht nur im geographischen Sinne – Halbstaat Klippen genommen und verschrottete Vergangenheitsteile verschrottet hat. Er hat den Rechtsnationalismus pulverisiert und den Linksextremismus ausgehalten, bekämpft und am Ende ebenfalls zerrieben. Auf den Terror der mehrheitlich jungen Nazi-Elite folgte das straffe Regiment des alten Konrad Adenauer und seiner Zeit, deren „eigentümliche Starrheit“ (Herbert) auch dazu da war, die ungeheure Wandlungsdynamik der jungen Bundesrepublik zu kompensieren und biedermeierlich einzuhegen. In keinem deutschen Staat zuvor haben Regierungen einander so elegant und letztlich unaufgeregt abgelöst wie nun. Es waren nicht mehr die Rechtsnationalen, sondern es war der linke, antikommunistische Remigrant Willy Brandt gewesen, der der deutschen Politik wieder Leidenschaft und einen Hauch von Visionärem implantierte – was man am Ende auch rechts von der Mitte akzeptierte. Das deutsche Glück, dem 1989/90 die in Polen und anderswo im europäischen Osten vorbereitete Neugründung des vereinten Nationalstaats hinzugefügt wurde, ist kaum zu fassen.

Wie es ist, muss es nicht bleiben. Ulrich Herbert, der als Historiker viel über die düsteren Seiten der deutschen Geschichte gearbeitet hat, neigt nicht zu optimistischem Überschwang. Am Ende stellt er aber eine ermutigende Diagnose. Wie gerade die Rückkehr der Geopolitik und die Infragestellung des Völkerrechts durch Russland gezeigt hat, mögen große neue Bedrohungen auf uns zukommen. Erstmals in der neueren deutschen Geschichte kommen sie aber, trotz der ausländerfeindlichen Ausschreitungen der Neunzigerjahre, nicht von innen, sondern von außen. Der deutsche Furor, sich mit sich selbst zu entzweien und dafür Gewalt und Krieg zu riskieren, scheint ausgeglichen zu sein. Diese Errungenschaft ist ein wenig erarbeitet, vor allem aber unverdientes Glück.

Einzelheiten an Herberts Werk mag man kritisieren. Trotz einigen Bemühens findet er keine überzeugende Antwort auf die Frage, warum ein kleiner Teil der ersten deutschen Generation, die in Freiheit und relativem Wohlstand aufgewachsen ist, um 1968 zu der heute verückt erscheinenden Überzeugung kam, dieser Staat des Gelingens müsse in toto verworfen werden. Das ändert aber nichts am Gesamteindruck: Ulrich Herbert ist ein großer Wurf gelungen. Man muss diesem Geschichtsbuch wünschen, dass es hilft, die Deutschen über ihre Abgründe und ihr Glück aufzuklären.

Ulrich Herbert: **Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert.** C. H. Beck, München. 1451 S., 39,95 €.